

Die öffentliche Rolle der NCCs ist ein Bereich, wo die NCCs und die Kirchen einander durch den Austausch ihrer Erfahrungen durch Kommunikation und gegenseitige Besuche helfen können . . .

Gemeinsames christliches Handeln

Eine weitere Tendenz, die sich im Laufe der Jahre allmählich herausgebildet hat, hat mit der römisch-katholischen Beteiligung in den NCCs zu tun. Gemeint ist das gemeinsame christliche Handeln der Kirchen im sozialen Bereich. Besonders erwähnt werden sollte hier die positive Rolle der römisch-katholischen Kirche in einigen bestimmten Ländern, wo sie mit anderen Kirchen bei der Gemeinwesenentwicklung, im Bildungswesen und in der Gesundheitsfürsorge zusammenarbeitet. Solche gemeinsamen Aktivitäten bedeuten häufig eine Zusammenlegung der Ressourcen und führen dadurch zu einer Vertiefung des gegenseitigen Engagements und Vertrauens. Eine der Fragen, die im Zusammenhang mit dem gemeinsamen Handeln wieder und wieder auftauchen, ist die nach seinem Bezug zum Ziel der christlichen Einheit.

Wenn wir akzeptieren, daß das gemeinsame Handeln von Christen ein sichtbarer Ausdruck des Bandes ist, das alle Getauften miteinander verbindet, dann müssen wir auch akzeptieren, daß dieses Handeln im übergeordneten Kontext des Strebens nach christlicher Einheit geschehen sollte. Hierzu muß das gemeinsame Handeln von Christen durch gemeinsame Gebete und wechselseitige Fürbitten getragen werden. Solch geistliches Miteinanderteilen vertieft auch die gegenseitige Wertschätzung und das gemeinsame Verständnis. Es schafft ein bestimmtes Maß an Solidarität, welche ein notwendiger Schritt auf dem Weg zu der Einheit ist, für die Christus gebetet hat.

Freikirchen und die innerdeutsche Ökumene

Ein Rückblick

Der Anlaß für diesen Beitrag ist ein biographischer: Mit dem Monat März 1993 geht nicht nur mein Dienst als freikirchlicher Referent der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), sondern auch meine aktive Berufslaufbahn zu Ende, weil ich in den Ruhestand trete. Grund genug, Rückschau zu halten und Erfahrungen zu reflektieren. Meine aktive Dienstzeit als Pastor im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden hat nacheinander drei Arbeitsfelder umfaßt: Gemeindedienst, Tätigkeit als Redakteur der „Gemeinde“, der Wochenzeitschrift des Bundes, und in den letzten sieben Jahren als freikirchlicher Mitarbeiter an der Ökumenischen Centrale. In allen drei Bereichen, besonders natürlich im letztgenannten, habe ich die Erfahrungen gesammelt, die zu den folgenden Reflexionen beigetragen haben.

Freikirchliche Vielfalt

Der jeweilige Referent an der ÖC wird von der Mitgliederversammlung der ACK auf Vorschlag des Präsidiums der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) berufen. Er muß also versuchen, die Interessen aller der VEF angehörenden Freikirchen wahrzunehmen und umgekehrt anderen Kirchen gegenüber freikirchliche Positionen zu vermitteln. Angesichts freikirchlicher Vielfalt erweist sich dies als schwierig, manchmal sogar als schier unmöglich. Denn bei allem Bemühen, die einzelnen Freikirchen in ihrer Lehre, ihrem Leben, ihrer Geschichte und ihrer besonderen Prägung zu verstehen, bleibt es schwierig, alle Interna zu überschauen und noch mehr, ihre Spezifika nicht nur in der Lehre, sondern in ihrem Lebensvollzug zu erfassen, sozusagen also ihren jeweiligen „Stallgeruch“ zu „erschnüffeln“.

Bleiben wir bei den Lehrfragen. Als Beispiel sei die Taufe genannt. Von den ausschließlich Gläubige taufenden und in die Gemeinde aufnehmenden Baptisten über die Mennoniten, die Freien evangelischen Gemeinden und die (in der Regel!) Kinder taufenden Methodisten bis hin zur Heilsarmee, die überhaupt keine Wassertaufe kennt, ist es ein weiter Bogen. Würde ich also gefragt, welche Tauflehre die Freikirchen vertreten, so müßte ich schlicht passen bzw. mindestens vier verschiedene Positionen aufzählen.

Für unser Thema besonders wichtig ist die Stellung der Freikirchen zur ökumenischen Bewegung, zumal wenn man über den engeren deutschen Horizont hinausblickt. Hier reicht das Spektrum von aktiver Teilnahme bis zu völliger Verweigerung.

So zählt die Evangelisch-methodistische Kirche ohne Zweifel zu den ökumenefreundlichsten überhaupt. Kaum eine andere Kirche dürfte weltweit an so vielen ökumenischen Projekten beteiligt sein bis hin zu Kirchenunionen. Bei den Mennoniten gibt es neben ökumenisch Aktiven (die Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden zählt zu den Gründungsmitgliedern des ÖRK) auch solche, die sich sehr zurückhaltend bis ablehnend zeigen. Nicht viel anders ist es bei den beiden „bündischen“ Freikirchen, deren Namen ja auch zum Verwechseln ähnlich sind: dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG; Baptisten- und Brüdergemeinden) und dem Bund Freier evangelischer Gemeinden (BFEG). Beide gehören dem ÖRK aus grundsätzlichen Erwägungen nicht an. Daß sie, übrigens in unterschiedlicher Weise als Vollmitglied (BEFG) oder Gastmitglied (BFEG), in der ACK engagiert sind, ist eigentlich nur deswegen möglich, weil diese vielfach als nicht viel mehr als eine Gesprächsplattform angesehen wird, die kaum zu Verbindlichkeiten führt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es örtlich und regional sehr unterschiedliche Einstellungen gibt: von aktiver Mitarbeit bis zu völliger Verweigerung in Sachen Ökumene. Eine fast kurios zu nennende Besonderheit ist es, daß die innerhalb des BEFG befindlichen Brüdergemeinden („Darbysten“) – etwa 10% des Gemeindebundes – sich laut einer Protokollnotiz der ACK nicht zugehörig fühlen. Die Kirche des Nazareners und der Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden, erstere Voll-, letztere Gastmitglied der VEF, gehören der ACK nicht an. Völlig außerhalb geblieben sind die Aussiedlergemeinden mennonitischer und baptistischer Provenienz, mit denen bisher nicht einmal ein Gespräch über ökumenische Themen möglich war.

Meine eigene Herkunft – nicht unbedingt meine Überzeugungen in puncto Ökumene – legen es nahe, wenn ich im folgenden in erster Linie von der Situation in meiner eigenen Freikirche ausgehe, obwohl ich versuchen werde, dabei die anderen nicht aus den Augen zu verlieren.

Man kann Einstellungen, aber auch Empfindlichkeiten, Aktionen und Reaktionen der Freikirchen nur dann einigermaßen verstehen, wenn man bedenkt, daß sie sich in Deutschland in einer beinahe extremen Minderheitensituation befinden. Insgesamt bringen es die der VEF angehörenden Freikirchen auf etwa 200 000 Mitglieder. Selbst wenn man berücksichtigt, daß es sich dabei durchweg um Christen handelt, die durch einen Willens- und Bekenntnisakt ihren Kirchen beitraten, daß Kinder, sonstige Angehörige und Freundeskreis in dieser Zahl nicht enthalten sind und daß die Zahl der aktiv Mitarbeitenden und erst recht der Gottesdienstbesucher (-innen) relativ weit über dem evangelisch-landeskirchlichen und sogar über dem katholischen Durchschnitt liegt, bleibt der Abstand zu den beiden großen Kirchen beträchtlich. Nimmt man den relativen Reichtum der beiden großen Kirchen in Deutschland hinzu, so ergibt sich auch was personelle und finanzielle Möglichkeiten angeht, ein großer Unterschied, der die Freikirchen auf vielen Gebieten nicht „konkurrenzfähig“ sein läßt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß ihre Leistungen z. B. auf diakonischem und missionarischem Gebiet im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl ganz beachtlich sind.

Minderheiten haben es schwer – in Deutschland ganz besonders! Es entspricht wohl dem deutschen Ordnungssinn, alle, die sich nicht in das vorgegebene Raster einfügen lassen, als aus dem Rahmen fallende, leicht spleenige Eindringlinge und Außenseiter abzutun. (Ich habe in anderen Ländern, in denen freikirchliche Gemeinschaften eine mindestens ebenso kleine Minorität darstellen, erfahren, daß ihnen dort ein größerer Einfluß zugestanden und mehr Beachtung geschenkt wird.) Dabei ist zu bedenken, daß die meisten Freikirchen (Ausnahmen sind die Mennoniten als Nachfahren der Täufer der Reformationszeit und die Brüder-Unität, die ohnehin eine Mittelstellung zwischen Landes- und Freikirchen einnimmt) erst im vergangenen Jahrhundert in Deutschland Fuß faßten und Ablehnung, zum Teil auch handgreifliche Verfolgung seitens der Obrigkeit, aber auch durch die Kirchen zu erdulden hatten. Benachteiligungen, Demütigungen und Behinderungen oft sehr kleinlicher Art gab es bis in die jüngste Zeit – ich selbst habe sie noch auf Friedhöfen erlebt! Die Freikirchen galten als „fremde Gewächse“ und als „Sekten“ – eine abfällige Bezeichnung, die sie bis heute in weiten Kreisen der Bevölkerung nicht losgeworden sind.

Diese Minderheitensituation hatte Folgen, die bis in die Gegenwart zu spüren sind: Zunächst zogen sich die Freikirchler auf sich selber zurück. In ihren Gemeinden waren sie zu Hause, fühlten sich angenommen und gestärkt. Ein typisches Beispiel dafür ist das Lied von Julius Köbner, eines der Gründerväter des deutschen Baptismus, das früher gern gesungen wurde: „Hier ist mir wohl, in Gottes Heiligtum, im auserwählten Haus . . . Hier ist mein Volk, das heil'ge Volk des Herrn, das Volk, das mich versteht und mit mir zieht . . . Umher da tobt die Menge, sie haßt, verlacht mein Gut . . . Hier bleibe ich! Ach, Herr, gib du mir Kraft! Bewahr mir diesen Platz!“

Dadurch entstand eine eigenartig ambivalente Haltung: Auf der einen Seite Minderwertigkeitsgefühle, die dann andererseits oft genug kompensiert wurden durch den Anspruch, „das heil'ge Volk des Herrn“ zu sein, oder, weltlicher ausgedrückt, ganz schlicht „auch wer“ – und sei es nur durch einen Hinweis auf die endlich verliehenen Körperschaftsrechte!

Eben weil man in die Ecke der eigenen Gemeinde gedrängt wurde, – viele der freikirchlichen Gemeindehäuser des vorigen Jahrhunderts waren in Hinterhöfen der Städte zu finden! – entwickelte sich ein Elitebewußtsein: Wir sind das – verfolgte, ausgegrenzte, in der Nachfolge um Jesu willen leidende – wahre „Volk des Herrn.“ Und weil den Freikirchen ständig vorgehalten wurde, „ausländische“, sprich anglo-amerikanische „Gewächse“ zu sein, versuchten sie oft durch Ergebenheitsadressen und devote Haltung, sich den Herrschenden als gute Patrioten und brave Staatsbürger zu empfehlen, was in der Zeit des Nationalsozialismus und teilweise bis heute zu einer allzu angepaßten und oft bewußt apolitischen Haltung führte.

Für die Zeit des Nationalsozialismus weist das u. a. Andrea Strübind in ihrer Dissertation über den Bund der Baptistengemeinden im Dritten Reich nach, die als Buch unter dem Titel „Die unfreie Freikirche“ im Neukirchener Verlag erschienen ist.

Für die Gegenwart ist das gewiß differenzierter zu sehen. So haben z. B. die Mennoniten ihr friedenskirchliches Erbe neu entdeckt, und die Methodisten verweisen mit Recht auf die Bedeutung der „sozialen Grundsätze“ für ihre weltweite Kirche. Diese beiden Freikirchen weisen das wohl stärkste soziale und politische Engagement auf, allerdings manchmal bei gleichzeitiger Abnahme des missionarisch-evangelistischen. Auch die Baptisten haben etwa bei ihrem Hamburger Jubiläumskongreß 1984 zum Thema: „Suchet der Stadt Bestes“ und der dort abgegebenen Schulderklärung im Blick auf ihr Verhalten zur Zeit des Nationalsozialismus versucht, einen Schritt nach vorn zu tun. Später installierte ihre Bundesleitung einen Arbeitskreis „Gemeinde und Weltverantwortung“. Die meisten Freikirchen, ausgenommen der Bund Freier evangelischer Gemeinden, haben sich auch aktiv am sogenannten „konziliaren Prozeß“ für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung beteiligt, wenigstens bis die Texte von Stuttgart bzw. Dresden erstellt waren. In den meisten Gemeinden gab es darauf aber wenig Resonanz; meist waren es Gruppen wie die baptistische „Initiative Schalom“, die diese Anliegen weiter betrieben.

Das Bestreben der Freikirchen nach deutlicher Abgrenzung bedeutet aber auch, daß sie sich von anderen in die gemeindlichen Fragen nicht hereinreden lassen wollten. Und das gilt bis heute und hat auch ökumenisch Folgen: Gerade weil die beiden großen Kirchen die kleinen Freikirchen weithin (trotz ACK!) noch immer links liegen lassen, oder doch als *quantité négligeable* behandeln, entsteht als Trotzreaktion: „Von denen lassen wir uns nicht dreinreden! Die haben wir noch lange nicht um Genehmigung zu fragen, wenn wir etwas Besonderes, z. B. eine Evangelisation, vorhaben.“

Gewiß, heute verändern sich die Verhältnisse. Die Kirchen finden sich insgesamt in einer Minderheitenrolle wieder, wenngleich ihre Stellung in der Öffentlichkeit noch immer eine „christliche Nation“ zu suggerieren scheint, sogar in den neuen Bundesländern, wo dies der demographischen Wirklichkeit nun wahrhaftig nicht mehr entspricht. (Daher auch die Enttäuschung bei den Freikirchen, als die ostdeut-

schen Landeskirchen sich so schnell westlichen Gegebenheiten anpaßten, Kirchensteuer eingeschlossen.) Dennoch: längst sind nicht alle Wunden verheilt und Komplexe auf der einen wie Vorurteile auf der anderen Seite überwunden.

Es kommt aber noch anderes hinzu: Die Freikirchen, die im letzten Jahrhundert in Deutschland entstanden, sind weitgehend von der Frömmigkeit der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts, wenn man will also des „Spät Pietismus“, geprägt. Auch wurden sie aus ursprünglich „Kirchen der kleinen Leute“ durch einen rasch einsetzenden sozialen Aufstieg zu Gemeinden, die eher im bürgerlichen Mittelstand angesiedelt sind. Beides machte sie zu braven Untertanen, die in ihrer großen Mehrzahl Politik als schmutziges weltliches Geschäft ansahen, das man lieber anderen überließ, ohne andererseits zu vergessen, treu für die „Obrigkeit“ zu beten und alle aufrührerischen oder auch nur aufmüpfigen Kräfte zu verabscheuen. Im Unterschied zu ihren Glaubensgeschwistern in anderen Ländern, besonders in Großbritannien und den USA, aber z.B. auch in Schweden, sind sie in politischen Gremien völlig unterrepräsentiert, und es bleibt abzuwarten, ob ihre größere Beteiligung an politischer Verantwortung in der ehemaligen DDR kurz vor und vor allem nach der Wende bzw. noch jetzt in den neuen Bundesländern nur eine Episode bleiben wird.

Am stärksten öffentlichkeitsbezogen sind die Methodisten. Dies mag mit ihrer Einbindung in eine Weltkirche zusammenhängen und mit der Bedeutung, die bei ihnen die schon erwähnten „sozialen Grundsätze“ erlangt haben. Gerade der Methodismus ist es ja auch, der sich am stärksten den evangelischen Landeskirchen angenähert hat, mit denen er inzwischen in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft steht. Das hat natürlich auch historische Gründe, wurden die Methodisten doch ursprünglich aus der anglikanischen Kirche eher verdrängt als daß sie eine eigene Kirchengründung beabsichtigten. Aber eben diese Annäherung ist von den übrigen Freikirchen mit einiger Skepsis beobachtet worden: Bedeutete sie nicht zugleich eine wachsende Distanz zur anderen, zur freikirchlichen Seite? Zwar haben dies die Repräsentanten der EmK stets vehement bestritten und ihr bewußtes Freikirche-sein betont, dennoch stellt sich nach meiner Beobachtung in keiner anderen Freikirche so stark die Identitätsfrage. Natürlich sind das alles nur „Durchschnittswerte“. Es gibt z. B. nach wie vor stark evangelikal geprägte Methodisten- und zu mehr ökumenischer Offenheit neigende Baptistengemeinden.

Noch ein anderer Aspekt ist zu nennen: Die Freikirchen denken in ihrem theologischen Grundansatz wenig oder gar nicht sakramental, wobei es natürlich auch da Abstufungen gibt. Und das, obwohl es mindestens bei zwei Freikirchen die „Sakramente“ (die übrigens von ihnen selbst nicht so bezeichnet werden) waren, die sie zur Trennung von den evangelischen Großkirchen veranlaßte: bei den Baptisten die Taufe und bei den Freien evangelischen Gemeinden wie übrigens auch bei den Brüdergemeinden („Darbysten“) das Abendmahl. Dennoch hielten sie stets an dem fest, was ich „Priorität des Glaubens“ nennen möchte: Auch wer an einer anderen Tauf- und Abendmahlslehre festhielt, war selbstverständlich Bruder oder Schwester, sofern er oder sie nur an Jesus Christus als Herrn und Erlöser glaubte. Mit anderen Worten: Sie haben nie einen kirchlichen Absolutheitsanspruch erhoben oder sich gar als allein seligmachende Kirchen verstanden. Ein typisches Beispiel ist J. G. Oncken, der Gründer des deutschen Baptismus. Obwohl für seine baptistischen Überzeugun-

gen geschmäht, verfolgt und sogar inhaftiert, zählte er wenige Jahre später zu den Gründervätern der Evangelischen Allianz. Das anderen zu vermitteln, ist äußerst schwierig. So wird zum Beispiel immer wieder von anderer Seite Baptisten gegenüber argumentiert: „Wenn ihr meine Kindertaufe nicht anerkennt, sprecht ihr mir damit ja auch mein Christsein ab.“ Und ebenso regelmäßig werden die Baptisten antworten: „Keineswegs. Auch wenn wir in der Tauffrage unterschiedlicher Erkenntnis sind, bleiben wir im Glauben an Jesus Christus als Geschwister vereint.“ Das wird nicht leichter verständlich dadurch, daß Baptisten nicht müde werden, auf die Zusammengehörigkeit von Glaube, Taufe, Geistempfang und Gemeindegliedschaft hinzuweisen, andererseits aber den Begriff der „Heilsnotwendigkeit“ der Taufe nicht gebrauchen. Die „fides qua creditur“ triumphiert noch immer über die „fides quae creditur“.

Dies alles hat zur Folge, daß Baptisten – und nicht nur sie – oft genug das Gefühl haben, daß kirchliche Dialoge oder Verlautbarungen in Zweitrangigkeiten steckenbleiben. Selbst bei den vielgerühmten Konvergenzerklärungen von Lima zu Taufe, Eucharistie und Amt werden sie das Gefühl nicht los, im Grunde darin nicht so recht vorzukommen. Nicht als wären für sie diese Themen unwichtig – ihre eigene Geschichte beweist das Gegenteil –, aber speziell für das Miteinander von Christen und Kirchen sind sie ihnen nicht entscheidend.

Für die kongregational organisierten Freikirchen kommt noch ein weiteres hinzu: Sie sind das Nebeneinander von einzelnen Gemeinden, auch derselben Benennung, am selben Ort gewöhnt und halten sie nicht für ein Unglück. Der bittere „Altonaer Streit“ in der Anfangszeit des deutschen Baptismus führte am Ende dazu, daß der „Vater“ der deutschen Baptisten, J. G. Oncken, sich mit seiner Lehre von der *einen* Gemeinde an *einem* Ort nicht durchsetzen konnte. Dabei können, vor allem in Großstädten, beispielsweise Baptistengemeinden recht unterschiedlich geprägt sein. Manche haben sich sogar nach innergemeindlichen Auseinandersetzungen getrennt – aber in der Regel heilten die Wunden schnell, wenn erst die neue Gemeinde etabliert war, und man übt gute Nachbarschaft. Wenn dies für die eigene Gemeinschaft gilt, warum nicht auch für das Miteinander der Kirchen verschiedener Konfessionen? Das bedeutet aber auch, daß für diese Gemeinden ein Einheitsmodell, das mehr will als „versöhnte Vielfalt“, kaum einsichtig oder erstrebenswert erscheint.

Für diese Gemeinden – anders als für die EmK – ist es von daher auch schwierig, kirchliche Vereinbarungen, z. B. über Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, zu treffen. In fast allen Gemeinden werden heute zum Abendmahl alle eingeladen, die an Jesus Christus glauben. Und keine Gemeinde wird es sich nehmen lassen, in eigener Entscheidung Predigerinnen und Prediger aus anderen Kirchen einzuladen – oder eben auch nicht. Nur, von oben verordnen lassen sie sich das nicht.

Im ökumenischen Gespräch, gerade auch mit den Freikirchen, ist wohl nichts so nötig wie Geduld, Geduld und nochmals Geduld. Wichtig ist es, sorgsam aufeinander zu hören und zu versuchen, sich in die Gedankenwelt der anderen hineinzuversetzen. Schon der Wortgebrauch kann in den einzelnen Kirchen sehr unterschiedlich sein! Von allen Partnern in solchen Gesprächen müssen die Bereitschaft, voneinander zu lernen, sich hinterfragen zu lassen und andere zu hinterfragen, gegenseitiges Vertrauen und Offenheit bis hin zu einem möglichen „geschwisterlichen Nein“ an bestimmten Punkten vorausgesetzt werden.

Von den „Großen“ wäre zu erwarten, daß sie bewußte oder unbewußte Ängste bei den „Kleinen“ wahrnehmen und alles vermeiden, was nach Bevormundung oder Herablassung aussehen könnte.

Und die „Kleinen“ werden die rechte Mitte zwischen Minderwertigkeitskomplexen und Selbstüberschätzung finden und ein Stück fröhlicher Unbefangenheit im Umgang mit den „Großen“ an den Tag legen müssen.

Noch zwei Bemerkungen zum Schluß. Zunächst eine allgemeine: Auch die deutschen Freikirchen befinden sich im Wandel. Nicht immer haben sie es leicht, ihr eigenes Profil zu bewahren angesichts vieler von außen auf sie zukommenden Einflüsse, vor allem von evangelikal-fundamentalistischer Seite einerseits und von charismatischer andererseits. Manchmal erleben sie das gleiche, was die großen Kirchen durch sie erfahren: daß Glieder in andere Gemeinschaften, meist unabhängige charismatische Gruppierungen, abwandern. Viele ihrer jungen Leute zeigen wenig Konfessionsbewußtsein. Beim Umzug etwa suchen sie nicht notwendigerweise ihre neue geistliche Heimat in einer Gemeinde der eigenen Konfession, sondern dort, wo sie sich zu Hause fühlen und wo ihre geistlichen Bedürfnisse am ehesten befriedigt werden – Kennzeichen einer nicht ungefährlichen Konsumhaltung.

Und eine persönliche Bemerkung: Kann ein freikirchlicher ÖC-Referent nach sieben Jahren ökumenischer Kontakte noch fröhlich Freikirchler sein? Er kann, wenn vielleicht auch nicht so ungebrochen wie vorher. Denn der freikirchliche Ansatz behält seine Berechtigung als alternative Möglichkeit in der kirchlichen Landschaft. Und es wäre ein Jammer, würde die freikirchliche Stimme im ökumenischen Chor verstummen.

Wolfgang Müller

Arbeitsgemeinschaft Ökumenische Forschung (AÖF)

4. Jahrestagung

Vom 30. Oktober bis 1. November 1992 kamen auf Einladung des Vorbereitungsausschusses der AÖF und des Evangelischen Studienwerks im Haus Villigst zum 4. Mal ca. 50 Nachwuchswissenschaftler/innen aus dem Bereich ökumenischer Forschung zusammen. Die 1988 entstandene Initiative hat sich – nicht zuletzt an den gestiegenen Teilnehmerzahlen ablesbar – ein weiteres Mal als ein fruchtbares und anregendes Dialogforum erwiesen. Der große Anteil der neuen Tagungsteilnehmer/innen (vor allem auch aus den neuen Bundesländern) verweist darauf, daß sich Informationen über diesen Kreis gut verbreitet haben und daß sein Grundanliegen, dem vorherrschenden Trend zur isolierenden Spezialisierung während einer Promotions- oder Habilitationsperiode entgegenzusteuern und neue Forschungsthemen auch in einem noch experimentellen Stadium miteinander ins Gespräch zu bringen, Anklang findet. Bemerkenswert war neben der erstmaligen Teilnahme von Vertretern des Studienkollegs für orthodoxe Stipendiaten der EKD (Erlangen) das wachsende Interesse weiterer ökumenischer Forschungseinrichtungen und -institute (Konfessionskundliches Institut Bensheim, Ökumenische Arbeitsgemeinschaft